

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 15. November 1895.

Berliner Bureau Berlin SW, Fernbergstraße 8.

Anzeige-Gebühren... Die billigsten... 15 A... 20 A... 30 A... 40 A... 50 A... 60 A... 70 A... 80 A... 90 A... 100 A... 110 A... 120 A... 130 A... 140 A... 150 A... 160 A... 170 A... 180 A... 190 A... 200 A... 210 A... 220 A... 230 A... 240 A... 250 A... 260 A... 270 A... 280 A... 290 A... 300 A... 310 A... 320 A... 330 A... 340 A... 350 A... 360 A... 370 A... 380 A... 390 A... 400 A... 410 A... 420 A... 430 A... 440 A... 450 A... 460 A... 470 A... 480 A... 490 A... 500 A... 510 A... 520 A... 530 A... 540 A... 550 A... 560 A... 570 A... 580 A... 590 A... 600 A... 610 A... 620 A... 630 A... 640 A... 650 A... 660 A... 670 A... 680 A... 690 A... 700 A... 710 A... 720 A... 730 A... 740 A... 750 A... 760 A... 770 A... 780 A... 790 A... 800 A... 810 A... 820 A... 830 A... 840 A... 850 A... 860 A... 870 A... 880 A... 890 A... 900 A... 910 A... 920 A... 930 A... 940 A... 950 A... 960 A... 970 A... 980 A... 990 A... 1000 A...

Telegramme. Berlin, 15. November. Der als sehr vermögend geltende Kaufmann und Grundbesitzer Paul Lindenau hat sich gestern Nachmittag auf dem Kirchhof in Wittenberg bei dem Erbgericht der Familie Lindenau erschossen. Er soll ein Vermögen von mehreren Millionen Mark besitzen haben. Die Veranlassung zum Selbstmord ist unbekannt. Seit einiger Zeit ging in kaufmännischen Kreisen das Gerücht, das Lindenau infolge großer Engagements in Spanien liege. Er hinterlässt eine Gattin und zwei Söhne, von denen der eine Mediziner ist und der andere jetzt als Einjährig-Freiwilliger dient.

Berlin, 15. Nov. Eine von etwa 1500 Handwerksmeistern bestehende Versammlung begrüßte die Regierungsvorlage betr. den unentgeltlichen Wettbewerb auf das Freiwild, erkannte danach die Vorzüge der Vereinfachung des Handels und erklärte, auf den Befähigungsnachweis verzichte das Handwerk nie.

Stuttgart, 15. November. Ausfall hat den aus dem Thurner Gefängnis entlassenen Wilhelm Anton Koppke, den Wärter des Baus von der Galt, ausgeliefert. Koppke, der wegen dieses Mordes zu lebenslänglicher Zuchthaus verurteilt worden ist, ist in das Justizhaus von Gaudenz überführt worden.

Bremen, 15. November. In Bremen-Mitteln sind erkrankte Arbeiter vorläufig nach Hause früherer Logierhäuser, die durch die Witterung auch. Nach vollzogener That stellte sich der Mörder der Polizei.

London, 15. November. Eine Versammlung der irischen Parlamentarier in Dublin schloß gestern Abend die Abgeordneten Dealy und Arthur O'Connor aus dem leitenden Komitee der Partei aus.

Paris, 15. November. Der König von Portugal traf gestern Abend 6 Uhr von London kommend, hier ein und reiste um 10 Uhr nach Portugal weiter.

Berlin, 15. November. Der Kongress zählte 1500000 Wähler in England wegen des ungeschicklichen Verfahrens bei der Einrichtung des Stimmzettels.

Mailand, 15. Novbr. Bei einer über den Zehnten führenden Debatte der Parlamentarier Mailand-Luzin entlegte ein Güterzug, zwölf Waggonen wurden zerstört. Von dem Zugpersonal wurden 3 Personen schwer verletzt.

London, 15. November. Die Arbeiten zur Fortsetzung der auf der Abode von Spence festgestellten Dampfmaschine werden heute fortgesetzt.

Deutsches Reich.

Der Kaiser hörte gestern früh um 10 Uhr Vortrag des Chefs des Militär-Kabinetts v. Bahne. Die Frühstücksbesprechung um 11 Uhr hielt. Zu derselben waren der Großfürst Vladimir und sein Hofmarschall Fürst Obolenski, sowie Prinz Heinrich von Preußen, welcher dem Mittagsmahl im Neuen Palais eingetroffen war, geladen. Um 3 Uhr 18 Minuten legte sich der Kaiser mit seinen Gästen nach Besichtigung von heute und morgen Soffajaden flutflanden.

Bei dem Diner beim Staatssekretär Nieberding zeichnete der Kaiser mehrere Mitglieder der Kommission, so die Herren Freiherr von Mantuffel, von Hellsdorf und Generalmajor Ruffel durch Anreden aus, bei denen jedoch politische Thematia nicht berührt worden. In der vorangegangenen Sitzung der Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch, welcher der Kaiser beifällig beizuwohnen, wird noch mitgeteilt, daß Se. Majestät nachher im Gespräch mit warmen Worten seine Anerkennung der Gründlichkeit und Besonnenheit ausgesprochen hat, mit welcher die Kommission arbeite und sich mit einem Glückwunsch zum schönen Schluß des Werkes verabschiedet habe.

Guten Vornahmen nach ist der für Berlin neu ernannte städtische Polizeichef, Lurhan Falck, bereits unterwegs, um sich auf seinen Posten in der Hauptstadt des deutschen Reiches zu begeben.

Der Cerimonienmeister Freiherr von Schroder und der Hofmarschall Freiherr v. Reichsdorf haben sich gestern Abend nach Glogau, um dort die in der nächsten Duellangelegenheit über sie verhängte Treuestrafe zu verbüßen.

Der Postminister Bismarck läßt wieder das Unschicktschreiben seines Geistes leuchten und benutzt eine autorisierte Correspondenz, deren „Specialität“ Theaternachrichten und auswärtiger Postläufer sind, dazu, sich selbst als den vertrauten Freund unseres Kaisers zu bezeichnen und seine Ansichten über den „Deutschen Kaiser und die constitutionelle Verfassung“ zum Vorschein zu geben.

Die Einleitung, die mit dem Jahre 1862 beginnt und in der er die allseitig bekannte Zuthat, daß König Wilhelm Friedrichs einige Feldstritte, weil er ihn für politisch hoch hält. Wie sehr aber Bismarck auch bereit, wenn er nach den Geleisen der Reichsfeier nicht mehr sein wird, als politische Größe in seinem Volk fortleben wird, mit der man von seinen Fürsätzen, die dem großen Staatsmann ausgedacht waren, Kenntnis nehmen wird. Beifolgende liegt Herr Wigelow von Bismarck.

Im Laufe der Zeit wurde aus Preußen Deutschland und aus dem König der deutsche Kaiser. Wilhelm I. legte sich 1871 auf Versailles die Kaiserkrone aus Haupt und verlor, die Bestätigung zu haben, mittel welcher die verbundenen Staaten ihre verschiedenen Rechte übertrug, Schicksal von Bismarck, welcher diese Verfassungsurkunde eintrug, obwohl er der Legie gewesen war, der ein Deutsches Reich gedacht hatte. Heute wird er von zahlreichen Neunden enthusiastisch verehrt, welche in ihm den Schöpfer des einzigen Deutschlands im erkennen glauben. (1) Diese Verehrung für Bismarck ist ein Maßstab für die Liebe der Deutschen zu seiner Verehrung und diese Liebe zur Einheit und zum Kaiserthum wird auch darum nicht abnehmen, daß Deutschland einstweilen weniger dem juristischen Disziplin zu danken ist, als dem Willen der öffentlichen Meinung, wie er verkörpert wird in dem damaligen Kronprinzen Friedrich. Bismarck hat die Deutsche Einheit nicht nur nicht geschaffen, er war ihr Jäger und Feind in gleichem Maße, was man aus der Thatsache des Preussischen Bundes - von Nationalität gegen die Preussische Krone erfüllt, aber unfähig, seinen Horizont über die Ländergrenzen hinaus zu erweitern, von welchen er sich. In seinem halben Jahre erlebte er das Glück, ebenso wie Kaiser von den benachbarten Staaten zu erben, wie auch Volkswahlenden im Innern zu be-

geben. Er glaubte an die Bestimmung Preußens, der einzige Deutsche Staat von Bedeutung zu sein, weil er Preußen für fähig hielt, einen der kleinen Staaten nach dem andern unter sein Joch zu zwingen.

Das sagt ein Mann zu Scheitern Bismarcks angefaßt der Zeitläufte zu schreiben, ein Mann, der dem Kaiser, daß er in Kassel mit Kaiser Wilhelm auf der Schloßburg gefest, den Zutritt zum Hofe verbat, was ihn jedoch nicht an Lastlosigkeiten nie hindert, daß er nach den vieler Freilichkeiten häßliche Glosse über das Verhalten des Reichstages für den Hohenlohe bei der Begegnung mit einem russischen Großfürsten in der amerikanischen Presse veröffentlicht. Wir können es im Uebrigen unter dem Namen erlangen, ihnen das weitere Gedächtniß, welches der amerikanische Arbeiterjournalist zum Namen geschickt hat, vorzulegen. Dazu ist Herr Postinger-Magelow in seinen Ausführenden weder scharf noch vernünftig genug.

Die hiesigen Blätter aus Stuttgart melden, daß dort, preussische Gesandte Freiherr von Polleben zum Bism. Geh. Rath mit dem Bismarck Exzellenz ernannt worden.

Der sächsische Landtag ist gestern durch König Albert mit einer Thronrede eröffnet worden, in welcher auf die Beförderung der wirtschaftlichen Beschäftigung hingewiesen, da gegen die unerbitterliche Lage der Landwirtschaft betont wird. Ferner wird hervorgehoben, daß es gelungen sei, für das nächste Etatsjahr das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und den Ausgaben ohne Sparmaßregeln eines Staatsbudgets herzustellen. Endlich wird dem Reichstag über das Hochwichtigem des bekannten Reichstageskongresses Geleites Ausdruck gegeben und die Hoffnung ausgesprochen, daß es den vereinten Bemühungen der verbündeten Regierungen doch noch gelingen werde, diese Reform zu Stande zu bringen, und daß dabei auch den Bundesstaaten eine billige Entschädigung für die erheblichen Kosten nicht vorenthalten werde, die sie auf Grund der vom Reiche ausgehenden Anrechnung und bei Vertrauen auf die Fortdauer der ihnen früher in reichlichem Maße aus dem Reich zugewiesenen Zuschüsse auf ihre Staatskassen übernommen haben.

Das angeblich durch die Presse gelebte Gerücht von einer Abänderung des Preussischen Vereinsgesetzes nach bayerischen Muster entbehrt in seinem ganzen Umfang der Begründung. Die Regierung beabsichtigt durchaus keine Verschärfung oder Abänderung des Vereinsgesetzes.

Ueber die Konferenz zur Reform der Reichsversicherung wird nach dem „Camb. Korresp.“ der „Reichsanz.“ in den nächsten Tagen eine kurze Uebersicht bringen, ohne jedoch auf grundsätzliche Fragen einzugehen. Jedenfalls liege, so führt der „Spamburger Korresp.“ fort, so viel fest:

Er länger die Entscheidungen über die Versicherungsformen durch. Er liege mehr tritt zu Tage, daß noch alles fließt, daß selbständige Vorschläge, die auf den ungeschickten Beifall einer überwiegenden Majorität, wenigstens der Radikale, rechnen können, nicht in Aussicht stehen. Prinzipielle Widerstände und praktische Schwierigkeiten hielten sich auf diesen verschiedenen Gebieten der sozialen Gesetzgebung zu sehr, als daß ein festes Gebilde, wie Pallas-Athena, aus dem Haupte des Zeus, glänzend auszuwachsen und gegen alle Widersprüche gerichtet, aus dem Schoße eines einzigen Mannes hervorspringen kann. Es wäre natürlich nicht auszuhalten, daß man aus den oftsten vorhandenen Meinungsverschiedenheiten über die Art der Reformen einen vor-

Aus dem Privatleben der deutschen Kaiserin.

Die „Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden“ hat die Mittheilungen einer Berliner Korrespondenz des „Allgemeinen Telegrafen“ entnommen. Der Korrespondent berichtet, er habe sie aus dem Munde einer Dame, welche sich des hohen Vordienstes erfreue, während in Gegenwart der Kaiserin zu vernehmen. Während sich die Mitte Europas auf den Kaiser richten, seine Persönlichkeit unauflöslicher Gesprächsstoff der Presse und des Salons bilde, so meint der Korrespondent, bringe über die Kaiserin nur wenig in die Öffentlichkeit. Von bescheidener Natur, eine echt deutsche Frau in jedem Sinn, fast ganz in der Sorge für das Wohlergehen ihrer Familie aufzugehen, ziehe die Politik sie nur in beschränktem Maße an. Ihrem Gemüth widme sie beinahe abgöttische Liebe. Demungeachtet liege sie mit seinen sozialen Vorstellungen nicht ganz derselben Ansicht. Obgleich religiös gesinnt, sei sie doch recht tolerant und empfinde gegen religiöses Gerede, das sie betäubten Auges in ihrem Reiche werden läßt, alle Abneigung. Wiederholt habe sich die Kaiserin gegenüber der Dame, von welcher der Korrespondent seine Mittheilungen haben will, über die Frauenbewegung ausgesprochen. Ohne gerade im Prinzip gegen die Frauenemanzipulation zu sein - in mehreren Fällen sogar habe die Kaiserin Damen den Rath ertheilt, diesen oder jenen Beruf zu ergreifen und habe es ihnen erlaubt, solches zu thun - halte sie doch daran fest, daß die Ehe die natürliche Bestimmung der Frau ist. Als einmal die Dame darauf hinwies, daß die sozialen Verhältnisse zu viele Frauen mangels Vermögen zwingen, ehe als zu bleiben, habe die Kaiserin erwidert: „Wohl, dann müssen wir danach streben, diese sozialen Verhältnisse zu bessern. Mühen sich dahin die Frauen ihr täglich Brot selbst verdienen, so ist sehr schätzbar, doch dies eher nur Nothwendigkeit. Ich bin für die Entwicklung der Frau, Kunst und Kunsthandwerk könnte an ihre kindliche Dienerrinnen finden. Aber, das ist meine Ansicht, die Frau erfüllt nur dann erst ihre Bestimmung ganz, wenn sie Gattin, verheiratete Mutter geworden ist. Ich weiß wohl, neben dem Schwägnis, im Mutter sein, finden sich auch kräftige Naturen vor, zu hart, um eine härtere Strafe neben sich zu

haben - aber das sind nur Ausnahmen. Mein Ideal ist eine Frau, welche den Mann liebt, über ihn sich Glück wünscht, welches sie ihm nach jedem harten Kampfe, im stillen Schooß der Familie bereitet. „Sagen Sie hier“, meinte die Kaiserin, „besteht eine nicht talentvolle Malerin, und ich hab' dabei eine Zeichnung auf, aus welcher sie nach einigen Studien ein von ihr selbst gemaltes Aquarell entnahm. Das Bild stellte einen jungen, kräftigen Burschen dar, an dessen Arm ein junges Mädchen hängt. Beide lufthandeln einen blühenden Hage, - eine Zeichnung nach der Natur - entlang. „Ich habe sie beide beobachtet, ohne daß sie es wußten. Die junge glückliche Mädchen rierte mich. Finden Sie nun nicht, daß ich hier die beiden Personen schon die Stellung beider Geschlechter zu einander zum Ausdruck gebracht? Vermögen beide, sich wohl niemals gleich zu sein? Ist nicht er der Kühne, der Starke und sie die Schwache, Jarte? Ich bin gegen Frauenbätigkeit in Männerberufen. Liege es an mir - aber so schwach sind wir ungedacht oder äußern Macht! - ich würde eine Frau weder in der Fabrik, noch auf einem Bureau dulden. In der Schule, im Krankenhaus, im Lazareth, auf der Bühne, im Koncertsaal, im Wintergarten - da ist ihr Wirkungskreis! Schreier, Mäthelchen, alle Arten weiblichen Gewerbetreibes finden in mir die enthusiastische Verehrerin. Doch möge sich die Frau stets vor Augen halten, daß ihr kein höherer Beruf, keine höhere Bestimmung beschieden ist, als die hehre und bedeutsame Aufgabe - die Grundlaid jedes gebunden Staatswesens - die sittliche und körperliche Erziehung des Kindes. Wissen Sie, sagte sie lächelnd hinzu, „vor meinem Urtheil steht die Mutter der Graden auf höherer Stufe als George Sand, Plala Donheur. Es ist gerathlich, der Frau materielle Unabhängigkeit zu verschaffen, höher aber finde ich es, fortan sie in erster Linie dafür, den Mann mit jüngeren Jahren als es heutzutage der Fall ist, Unabhängigkeit zu sichern, damit er früher eine Ehe eingehen kann.“ Der Kaiserin sei es mit vielen Gedanken tiefer Ernst, berichtete die Dame dem Korrespondenten. Ihr Privatleben spreche dafür. Mühe man nur, wie überaus einfach sie ist! In ihrer Küche sehe es, falls keine Hoffelle hantanden, fast tags aus. Sie liege dunklere Kleider an, koste wenig Aufputz. Amig hänge sie ihren Kindern an,

Während der Kaiser eine etwas strenge, systematische, kurz militärische Erziehungsart gegenüber denselben anwende, strebe die Kaiserin wieder danach, das Etwas, Stiefel, das den Kindern dadurch aneignet wird, zu mildern, indem sie den Kindern vor Augen habe, daß das Militär eine beschränkte Nothwendigkeit ist, der Bürger aber den Kern des Staates bilde. Stundenlang läge sie oft mit den Kindern im Studierzimmer und sei ihnen bei den Studien beifällig. Manchmal übernehme sie an Stelle des Vaters auch den Unterricht selbst; ein Bild oder eine Landkarte vor sich, ein Stöckchen in der Hand, ertheile sie dann ihren Pflichten Unterricht und gebe so zugleich dem Lehrer einen sanften verholenden Wink, wie sie den Unterricht gegeben wissen solle. Ebenso laufe wie ihre Natur ist, so streng sie ihre Strafen, ihre Gerechtigkeit liebre wäre fast übertrieben. Als seiner Zeit Prinz Albert gelegentlich einer Parade seinen jüngeren Bruder zurückgelassen, weil dieser noch vor dem Prinzen einen General begrüßen wollte, sei das hochförmliche Prinzen mit Zurücksetzung heftig und eine Woche lang gereizt worden, sich als Untergeordnet seines jüngeren Bruders zu betrachten.

Die Prinzen seien große Freimaureranhänger, sie besäßen eine ganz artige Freimaureranhänger. Die Kaiserin wäre beifällig, sie zu verwohnen, und verheide nicht, wenn sie eine Freimaurer überhändige, die Prinzen sich merken zu lassen, wo das Land liegt, welcher Art die Haupteinrichtungen des Staates sind, aus dem die Freimaurer kommt. Gegen ihr Dienstpersonal sei die Kaiserin ungeschöndlich freundlich. Die Verdolung des Hofes sei. Im Prinzip wäre die Kaiserin gegen jegliches Zeremoniell. Sie empfände lebhaftes Interesse für die Familienverhältnisse ihres Dienstpersonals; die Belohnung richte sich nach diesen Verhältnissen. Andererseits verlange die Kaiserin strenge Ehrlichkeit. So sei ein Koch, der es bei seinen Einkünften zu toll getrieben, sofort entlassen worden. Von einem anderen Bedienten habe man gemerkt, daß er seine Eltern und noch einige andere Familienmitglieder von seinem Gehalt unterstützt - und der Mann sei in eine höhere Stellung versetzt worden und hätte Zulage erhalten.



(Nachdruck verboten.)

Hand und Ring.

Scriminalroman in drei Büchern von
A. R. Green.

31)

„Lassen Sie uns nicht streiten über das, was ich gethan habe und was nicht mehr zu ändern ist,“ erwiderte sie. „Ich habe mich selbst zu Grunde gerichtet, aber das ist jezt völlig nebensächlich; was mich einzig und allein bekümmert, ist, daß ich durch mein Opfer Graik Mansell nicht habe retten können.“

„Und an mich, an meine Leiden denken Sie nicht, Imogen?“

„Wer vor der Welt entehrt dasteht, wie ich, darf den Blick nicht mehr zu Ihnen erheben; es wäre eine Beleidigung für Ihren Ruf, Ihre Stellung.“

„Ja, Sie hatten Recht — Drkutt mußte es sich eingestehen. Vor der Welt waren Sie auf ewig getrennt, eine unübersteigliche Kluft gähnte zwischen ihnen. Von Unruhe und Schmerz gepeinigt, durchmaß er das Zimmer mit raschen Schritten.“

Als er zu ihr zurückkam, war es nicht mehr der unglückliche Liebhaber, sondern der Rechtsanwält, welcher sprach:

„Was hat Sie vermodet, Imogen, ein so entsetzliches Mittel zu wählen? Hatten Sie denn alles Vertrauen zu mir verloren? Ich versprach Ihnen doch, den Mann vor dem Schicksal zu retten, das ihn bedrohte.“

„Das Unmögliche können auch Sie nicht vollbringen,“ war ihre Antwort; „ich wußte, daß Graik verloren sei, wenn ich vor Gericht das Zeugniß ablegte, das Herr Ferris von mir forderte.“

„So bekennen Sie also, daß es ein Meineid war,“ rief er schnell, eine Blöße benützend, die sie sich unbedachtam gegeben hatte. „Sie haben Ihre Selbstanlage erfunden, um nicht zu Aussagen gezwungen zu werden, die dem Gefangenen verderblich sein mußten?“

Ihr Lippen bebten und sie wechselte die Farbe.

„Warum soll ich es Ihnen länger verbergen,“ sagte sie, „ja ich habe mich für schuldig bekannt, um Graik Mansell nicht durch mein Zeugniß zu verdammen. Ich hatte so viel gelitten, daß ich zum Neukerker entschlossen war, um ihn dem Verhängniß zu entreißen, das ich selbst über ihn heraufbeschworen. Ich vergaß, daß die Lüge nicht vor Gott bestehen kann.“

„So bereuen Sie also, daß Sie durch Ihr falsches Zeugniß mein Glück zerstört haben?“

„Ich bereue, daß ich nicht auf Gott vertraute und die Wahrheit sprach.“

Bei diesen einfachen Worten, die aus aufrichtigem Herzen kamen, schrak Drkutt zurück.

„Leider kommt diese Erkenntniß zu spät,“ sagte er spöttlich.

„Sie ist die Folge von Aufschlüssen, die mir erst jezt geworden sind. Ich habe mich überzeugt, daß es unmöglich gewesen wäre, meine Behauptung aufrecht zu erhalten und daß mein Versuch, Mansell zu retten, selbstmörderische Thorheit war.“

Nur des Zweckes eingedenk der sie noch zu später Nachtstunde hergeführt, trat Imogen näher an den Rechtsanwält heran. „Ich hatte guten Grund an Mansells Schuld zu glauben,“ sagte sie eifrig; „nicht nur, daß alle Thatfachen, die vor Gericht enthielt wurden, gegen ihn zeugten — ich selbst hatte ihn mit eigenen Augen in wilder Hast von Frau Klemmens Eßstübenthür entfliehen sehen, um die Zeit, als eben der Mord geschah.“

Drkutt starrte sie ungläubig an. „Unmöglich,“ murmelte er. „Ich sah ihn durch das Fernrohr in Professor Darlings Sternwarte, das auf die Stadt zu gerichtet war; ich hatte zuvor nach der Thurmuhre geschaut — es war genau fünf Minuten vor zwölf.“

„Und gerade in dem Moment sahen Sie ihn durch das

Fernrohr, das Sie selbst auf jenen Punkt gerichtet hatten? Das ist unglaublich, wunderbar!“ Drkutt wandte sich ab, trat an den Kamin und stieß mit dem Fuß nach den verfohlten Holzstücken, die in der Nische lagen. „Man wäre fast versucht, an Gott und sein Walten zu glauben,“ hörte ihn Imogen zwischen den Zähnen murmeln.

Sie fuhr zusammen, wie von einem Schlage getroffen. „Zeugen Sie Gottes Dasein?“ fragte sie mit bleichen Lippen und angstvoller Geberde. „Oh, meine Gerichte sind schwer und fürchtbar, er fordert Blut für Blut, er stürzt den Schuldigen in den verdienten Tod. — Wollte er mir nur gnädig sein und mein Opfer annehmen, wie gern gäbe ich mein Leben hin, das für mich keinen Werth mehr hat, könnte ich dadurch den Geliebten retten.“

„Mansell und immer wieder Mansell,“ rief Drkutt mit ausbrechendem Zorn. „Das geht zu weit, Imogen. Geben Sie endlich diese sinnlose Leidenschaft für einen Mann auf, der Sie nicht mehr liebt, der —“

„Nicht weiter,“ bat sie bebend, „schonen Sie mein, lassen Sie mich vergessen.“

Er lachte höhnisch auf. „Sie haben solche Rücksicht um mich verdient, das muß ich sagen,“ rief er; dann fuhr er ruhiger fort: „Hat Sie kein anderer Grund heute Nacht hierher geführt, als mir diese seltsame Geschichte zu erzählen?“

Sie blickte zu Boden. „Herr Ferris bestand darauf, ich solle vor Gericht bezeugen, daß ich den Angeklagten vom Hause seiner Tante hatte entfliehen sehen — ich vermodete das nicht, es hätte ihm das Leben gekostet. — Zu Ihnen trieb mich ein anderer Zweck; ich wollte Ihnen mittheilen, wie schändlich ich betrogen worden bin. Man hat mich glauben machen, daß Graik Mansell selbst mir gegenüber seine Schuld eingestanden habe und ich nur auf die Vertheidigung verlaße, um der Strafe zu entgehen.“

Voll Entrüstung erzählte ihm hierauf Imogen, welche Täuschung die Polizisten eronnen hatten, um ihr das Geheimniß zu entlocken. Aber Drkutt hörte ihr theilnahmslos zu; was sie berichtete, empörte ihn nicht, schien ihm überhaupt kaum einen Eindruck zu machen. Mit Schrecken ward Imogen inne, daß sich eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen erhoben habe, seit er die Hoffnung aufgegeben, sie zu seinem Weibe zu machen. Was sollte daraus werden?

„Haben Sie denn alles Interesse an Ihrem Klienten verloren? Hoffen und wünschen Sie nicht mehr, ihn freigesprochen zu sehen?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Mein Klient hat seine Sache selbst in die Hand genommen,“ war die erbitterte Antwort. „Es wäre anmaßend, wollte ich mich noch ferner zu seinen Gunsten bemühen.“

„So verlassen Sie ihn in seiner äußersten Noth?“

„Im Gegentheil, Mansell hat mich im Stich gelassen.“

Es war nicht zu leugnen: um ihretwillen hatte er die Vertheidigung Lügen gestraft, die Hilfe seines Anwalts verschmäht. — Sie sentte schweigend das Haupt.

„Es ist schwer vorauszu sehen,“ fuhr Drkutt im Geschäftston fort, „welche Entscheidung der Gerichtshof morgen treffen wird. Vielleicht läßt Ferris in Anbetracht der Täuschung, die an Ihnen verübt worden ist, die Klage fallen; vielleicht zeigen sich die Geschworenen zur Milde gestimmt, um der Großmuth willen, die der Angeklagte geübt hat. Sollte letzteres der Fall sein, so werde ich keine Freisprechung nicht hindern, aber mehr verlangen Sie nicht von mir! Was könnte mich wohl bewegen, noch ferner für den Geliebten eines Weibes zu kämpfen, das meine Ehre geschädigt hat.“

Sie hatte so fest auf ihn gebaut; diese Entscheidung mußte sie zu Boden schmettern.

„Wehe mir,“ murmelte sie, „so glauben Sie also an seine Schuld, sonst würden Sie ihn nicht hilflos seinem Schicksal überlassen. Wäre Ihnen jeder leiseste der Zweifel gekommen, wie mir, als ich erfuhr, daß er sich niemals zu dem Verbrechen bekannt hat, Sie würden nicht um meines Irrthums

Nummer
 Gedruckt bei
 der Buch- und
 Papierhandlung
 von
 G. H. Schönbach
 in
 Halle
 1895

willen Ihre Pflicht als Verteidiger vergessen und die Hand von ihm abziehen.“
 Drkutt war ihr einen spöttischen Blick zu. „Oh, über die Weiber“, höhnte er. „Sie haben Alles geopfert, selbst Ihr Leben aufs Spiel gesetzt für den Mann, den Sie für einen Mörder halten — und wenn ein anderer in seiner Lage Sie nur um Mitleid anflehen wollte, Sie würden ihn fliehen wie die Pest.“

Sie achtete nicht auf seine Worte. „Herr Drkutt“, fragte Sie mit dem Muth der Verzweiflung, „glauben Sie, daß Craif Mansell unschuldig ist?“

Er sah sie verächtlich an. „Habe ich seine Sache geführt, als ob ich ihn für schuldig hielte?“

„Nein, doch sind Sie ein Anwalt, Sie müssen Ihre wahre Meinung verbergen. Wie könnten Sie ihn aber in Ihrem innersten Herzen für schuldlos halten, wenn so viele und schwere Beweise gegen ihn sprechen?“

Sie suchte die Antwort in seinen Blicken zu lesen, der seltsame Ausdruck seiner Miene füllte sie mit tausend Zweifeln.

„Oh, wenn Sie auch nur je vorübergehend an seine Unschuld geglaubt haben, sagen Sie es mir,“ flehte sie und legte beschwörend die Hand auf seinen Arm.

Er trat einen Schritt zurück und sagte mit eisiger Kälte: „Ich habe Herrn Mansell niemals für den Verbrecher gehalten.“

„Niemals — auch jetzt nicht?“
 „Nein, auch jetzt nicht.“
 „Trotz Allem, was gegen ihn spricht und ihn zu verdammen scheint?“

„Ich weiß, daß er im Hause seiner Tante war um die Zeit, als der Mord verübt ward, aber damit ist nicht erwiesen, daß er sie erschlagen hat.“

„Aber warum entfloh er mit solcher Hast? Warum reiste er sofort nach Buffalo, ohne mir noch Gelegenheit zu einer Zusammenkunft zu geben, wie wir verabredet hatten?“

Soll ich es Ihnen sagen?“ fragte Drkutt voll Hohn. „Wollen Sie wissen, warum er es that, dieser Mann, den Sie so innig lieben, für den Sie Ihr Leben lassen möchten? — Nun, er traut eben dem Wort einer Frau. Er verläßt sich so fest auf Ihre Aufrichtigkeit, Imogen, daß er glaubt, Sie haben die Wahrheit gesagt, als Sie sich heute vor Gericht für eine Mörderin erklärten und behaupteten —“

„Was?“ stieß sie bebend hervor, „was glaubt er? — Lassen Sie es mich noch einmal hören, ich fasse es nicht.“

„Daß Sie wirklich die Verbrecherin sind, für die Sie sich ausgeben, die Mörderin der Frau Klemmens. Er hat es von Anfang an geglaubt, aus welchem Grunde weiß ich nicht. Ob er damals, ehe Sie ihn von dem Hause fliehen sahen, dort etwas gehört hat, was ihn in der Meinung bestärken mußte; ob es als Beweis Ihrer Schuld genügte, daß sich der Ring, den Sie ihm seines Wissens nicht zurückgegeben hatten, auf dem Fußboden fand — genug, sobald er die erste Nachricht von dem gewaltsamen Tode seiner Tante erhielt, fiel sein Verdacht auf Sie und er ist trotz meiner Gegenvorstellungen von demselben nicht zurückgekommen bis heutigen Tag. — Das ist die Ehre, die Ihr Geliebter dem Weibe erwies, welches für ihn alles geopfert hat, was auf der Welt für hoch und heilig gilt.“

„Ich — ich kann es nicht glauben, Sie spotten meiner,“ stammelte sie verwirrt.

Bemerkten Sie es denn nicht selber? Er hat ja seine Gefühle so deutlich zur Schau getragen, daß ich mehr als einmal gefürchtet habe, der Gerichtshof möchte seinen Argwohn verlieren.“

Gesellschaftlicher Größenwahn.

Eine Betrachtung von M. zur Mege de.

Wieder einmal naht die Gesellschaftszeit: die großen Feste der Sommermonate mit ihren Wallfahrten nach berühmten Kurorten und Sommerfrischen sind vorüber. Wer dort seine Sünden gegen Magen und Nerven abbüßen konnte, ist heimgekehrt, den Ablassbrief in der Tasche und zu neuem Sündigen bereit. Weniger gut ist es den Leidenden am Geldbeutel ergangen. Die im letzten Winter geholte „Erleichterung“ macht sich noch immer mehr oder weniger fühlbar: wußte ihnen doch kein Arzt den heilkräftigen Geldbrunnen zu verordnen! Doch auch sie sind gewillt, wieder zu thun, was sie schon oft gethan haben, ohne ernstlichen Schaden, nach außen hin wenigstens, zu leiden.

„Den Argwohn, daß ich die Mörderin sei, meinen Sie? — Neben Sie wirklich im Ernst, Herr Drkutt? — Man hat mich so oft betrogen, kaum wage ich es noch, meinem besten Freunde zu trauen. Ist es denn wirklich wahr, daß er mich für die Verbrecherin hält? Können Sie mir schwören, daß Craif Mansell den Verdacht gegen mich gehegt hat? Sprechen Sie, ich will, ich muß es wissen.“

„Ja, ja, verlassen Sie sich darauf, es unterliegt keinem Zweifel.“

Die Hände zum Himmel erhoben, sank sie tief bewegt in die Kniee. „Herr Gott, ich danke Dir,“ stammelte sie, „hilf mir die große Freude tragen?“

„Freude?“ — Aus Drkutt's Stimme sprach grenzenlose Ueberrachung.

Sie war aufgestanden. „Ja, Freude,“ murmelte sie. „Wenn er mich für schuldig hält, muß er ja unschuldig sein. Bin ich auch selbst geächtet und verbannt aus der Gesellschaft ehrenwerther Menschen, der Preis ist nicht zu hoch für diese Gewissheit.“ Sie schien alles um sich her zu vergessen. „Nein, Craif“, rief sie beglückt, „Du bist kein Verbrecher; es war nur ein furchtbarer Traum. Noch bist Du zu retten. Dem Schuldlosen kann kein Leid geschehen. Gottes Auge kennt den Missethäter, er wird seine Sünde ans Licht bringen und wäre sie im tiefsten Dunkel verborgen. Der Mord schreit nach Rache.“

„Sie schienen heute doch anderer Meinung, als Sie das falsche Zeugniß vor Gericht ablegten,“ sprach Drkutt mit bitterem Hohn.

„Craif Mansell ist unschuldig“, wiederholte Imogen; „nichts als eine Verkettung der seltsamsten Umstände hat ihn und mich in diese schreckliche Lage gebracht. Ich hoffte, der Himmel würde mein Opfer annehmen, aber er hat es anders beschlossen. Möge Gott nun an den Fluch der Wittwe denken; möge die Strafe den Schuldigen erteilen, wo er geht und steht; möge —“

Sie kam nicht weiter. Drkutt's Hand legte sich schwer auf ihre Lippen. „Still“, sagte er, „Ihr Mund soll dem Missethäter nicht fluchen. Auch ohne Ihre Verwünschung kann ihn das Verhängniß treffen.“

Bestürzt schreckte sie vor ihm zurück und starrte mit weit geöffneten Augen in sein abschleichendes Gesicht. Das matte Licht der Lampe warf einen düstern Schein, dann flammte es plötzlich grell auf.

„Herr Drkutt,“ sprach Imogen dumpf und feierlich, „wenn Craif Mansell die Witte Klemmens nicht getödtet hat — sagen Sie mir, wer ist der Mörder?“

Einen Moment stand er wie gebannt von ihrem Blick, dann nahm er sich zusammen, trat an den Tisch und blätterte in den dort liegenden Papieren. „Ich habe immer geglaubt, daß Valerian Gildreth der eigentliche Verbrecher ist,“ entgegnete er langsam und gepreßt.

Unwillkürlich wich sie noch weiter nach der Thüre hin. „Gott nur vermag in den Herzen der Menschen zu lesen,“ rief sie, „aber eine innere Stimme sagt mir, daß Gildreth so unschuldig ist, wie Mansell, und daß der wahre Mörder —“

sie endete mit einem durchdringenden Schrei: das Licht der verloschenden Lampe hatte das Anlig des Mannes, der vor ihr stand, mit gespenstischem Schein erhellt.

Jetzt war das ganze Gemach in tiefes Dunkel gehüllt; eifige Fußtritte tönten durch die Stille, die Thür ward geöffnet und die kalte Nachtluft strömte herein. Imogen war geflohen.

Fortsetzung folgt.

Ess- und Trinkfünder sind meist von Weitem zu erkennen und in Massen zu studiren. Haben doch die vermagerten Gestalten und gelbgrünlichen Faltengesichter von Karlsbad nur zu oft denselben Ursprung und dieselbe Schuld, wie die Tonnenrundungen und blaurothen Vollmondwangen von Marienbad — das „Menü“ hat sie geboren und großgezogen!

Dagegen sind Portemonnaie-Kranke, soweit sie nicht zu den „unverschämten Armen“ gehören, schwerer herauszufinden. Falls sie nicht durch einen größeren oder kleineren Krach zum Gesprächsthema ihrer theilnehmenden Bekanntschaft wurden, lassen sie sich höchstens an einem kleinen, in unbewachtem Augenblick entschlüpften Stöhnen erkennen. Alle diese Leute aber sind Opfer, Opfer derselben Sache, wenn auch die Einen manches Blaisir und die Andern gewöhnlich nur Sorgen und Gewissensbisse ernten, und die gute Sache heißt: Geselligkeit!

Worin jedoch besteht heute zu Tage die Geselligkeit der sogenannten gebildeten Kreise, und was muß man besitzen, um eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen und sich die Achtung seiner Mitmenschen in Handschuhen und Lackstiefeln zu erwerben und zu erhalten?

Einen vornehmen Namen vielleicht? O ja! Es macht sich durchaus nicht schlecht auf der Visitenkartenschale die Einladung zu irgend einem Grafen liegen zu haben, aber das Diner gestern beim Bankier Steinfeld war auch gut und vielleicht noch besser! Ober braucht man hervorragende Bildung? . . . Bildung allerdings! das heißt, man darf weder „mir“ und „mich“ verwechseln noch den Fisch mit dem Messer essen. Aber „hervorragend“? Bewahre! Man geht doch nicht in Gesellschaft, um gebildete Gespräche zu führen?? Um sich geistig an- oder sogar aufzuregen und zu riskiren, daß bei einer brennenden Frage die Geister ein wenig aufeinander plagen und die Unterhaltung eine andere Form annimmt, als die der herkömmlichen Phrase!

Dann sind vielleicht Gemütheigenschaften erforderlich? . . .

Du lieber Himmel, gewiß nicht! Was hat man denn von der Herzensgüte, der Rechtlichkeit, der inneren Vornehmheit seines Tischnachbarn, wenn man nicht grade die Absicht hegen sollte, ihn anzuborgen.

Wie aber steht es mit Talenten? — Ohne Zweifel, Talente sind sehr angenehm! Einmal wenn man sie als Persönlichkeit aufweist — ein berühmter Maler, Musiker, Schriftsteller ist eine Tafeldekoration so gut wie ein kostbarer Silberaufsatz oder eine Jardiniere voll Rosen im Dezember! — Oder, wenn sie die Gäste amüsiren, wobei natürlich Coupletgesang, komische Pantomimen und Vorträge nebst Kartenkunststücken den höchsten Cours haben. Musik, Deklamationen oder gar Vorlesen erfreuen sich dagegen mäßiger Beliebtheit. Sie mögen dem Kenner hohen Genuß bieten, der Laie findet sie höchstens bei obligaten Tafelfreunden erträglich!

Nun dann also vielleicht Schönheit? — Sicherlich! Ein hübsches Frauengesicht ist ein Schaugesicht, das noch weit mehr annmühet, als ein Maler, der die große, goldene Medaille erworben hat, oder ein Dramatiker, dessen Stücke alle Bühnen aufführen. Nur daß die Herren aus der älteren Schule wahrscheinlich mehr Freude daran haben, als die jungen von heute. Diese jungen Herrn finden meist ihr Frauenideal in der Kellnerin und der Dame des Nachkaffees verkörpert, während sie die ernste und zielbewußte Absicht haben, nur eine reiche Erbin zu heirathen, wenn ihre Hörner abgelaufen sind.

Und nun keine Frage mehr! Wissen wir doch sämmtlich, was allein maßgebend ist für die Stellung eines Menschen in der Gesellschaft des fin de siècle: — das Portemonnaie und nur das große Portemonnaie! dasjenige, welches er wirklich besitzt, oder das, welches er zu besitzen vorgiebt, indem er den Aufwand reicher Gastgeber nicht nur nachahmt, sondern auszustechen und zu überbieten trachtet. Ohne Uebertreibung ist daher unsere Geselligkeit als ein „unlauterer Wettbewerb“ zu bezeichnen.

Als ein Wettbewerb in Zimmereinrichtungen und Toiletten, in Tafelgeräthen und Blumen, in Speisen und Weinen! Und unlauter deshalb, weil er nicht nur beschädigt, wer ihn treibt, sondern weil er auch die Scheu vor unbezahlten Schulden bei andern überwindet! Weil er in neunzig Fällen von hundert die Absicht verfolgt, zu täuschen, glauben zu machen, daß Herr V. und Herr Z., Frau X und Frau U. sich in Vermögensumständen befinden, die ihnen gestatten, ihre Gäste mit einer „Speisefolge“ nach dem neuesten Muster der Saison aufzunehmen, statt mit dem einen Gericht „Gerngesehen“, zu dem ihre Mittel thatsächlich ausreichen.

Von schlechten Zeiten reden alle Zeitungen. Ein jeder Stand beansprucht die Anerkennung, daß sie grade für ihn die schlechtesten seien. Wo aber finden wir die „Zeichen der Zeiten“ wenn wir uns oberflächlich die Familie ansehen, die ein Haus ausmachen will oder muß. Und müssen sie nicht alle mehr oder weniger, die Beamten, die Offiziere, die Gelehrten, die Kaufleute? Deshalb richten sie sich Salons ein, deshalb geben sie große Abfütterungen und verbannen die Sorge und den Mangel in Räume, wo sie nicht gesehen werden, in die Hinterzimmer und Kinderstuben, wo der knappe Tisch der Familie gedeckt wird, wo die tüchtige Frau sitzt und wendet und dreht, und sückt und stopft, wo sie sich den Kopf zerbricht, um noch etwas zu finden, woran geknappst und geknauert werden kann, während es die leichtsinnige oder gewissenlose dem Manne allein überläßt, sich schlummerlos im Bett zu wälzen und der Schuldner zu gebenten, die er nicht bezahlten kann und der neuen, die er machen muß

um in standesgemäßer Weise sein Leben weiter zu führen!

Und weshalb diese Entbehrungen, diese Mühsal, diese Unruhe, dieses Kopferbrechen? Weshalb die unausgesetzte sorgsame Nagearbeit der Unehrlichkeit an einer leider nicht immer ungeborenen, sondern häufig nur anerzogenen Unständigkeit der Gesinnung, bis man eines Tages, wenn die Sache schief gegangen ist, schreier als man ahnen konnte, dasteht als ein Mensch, vor dem Keiner mehr nöthig hat den Hut abzunehmen? Oft nur weil man sich nicht entschließen konnte anders aufzutreten als seines Gleichen, weil man doch unmöglich einen gewöhnlichen Braten geben konnte, wenn die Saisonmode gerade Gafelhühner waren, weil man nicht verlangen mochte, daß seine Gäste bei „einem“ Wein lustig sein sollten, wenn man vorgestern mit ihnen bei irgend einem feinerreichen Kommerzienrath deren „sieben“ getrunken hatte!

Die Geselligkeit in der Gesellschaft der Gegenwart schädigt aber nicht nur die bestehende Familie, sie veründigt sich auch schwer gegen die Zukunft. Geselligkeit vollendet in gewissem Sinne die Erziehung der Jugend. Wer aber kann leugnen, daß diese Vollendung nur noch in einer Erhöhung der Anprüche besteht? Der junge Offizier, Referendar oder Kaufmann verkehrt in Hause seiner Kameraden, Kollegen und Vorgesetzten. Aber wo findet er das gute Beispiel der Genügsamkeit, die weder das Begehren noch die Freude ausschließt, der Harmonie zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Ausgaben und Einnahmen?

Der „Salon“ der Leute, die es können, unterscheidet sich kaum von der „guten Stube“ der Andern, die es nicht können. Und wenn ein Unterschied vorhanden ist, so fällt er dem jugendlichen Kritiker sicher auf. Am meisten sogar vielleicht dem, der von Hause her den Zwiespalt zwischen Soll und Haben der Gesellschaftsleute kennt und darunter gelitten hat. Jedenfalls rümpft er die Nase, um die noch so wenig Wind wehte. Er fühlt sich keineswegs von Hochachtung für seinen Vater erfüllt, der schlechte Cigarren oder gar keine rauchte, um seinen Gästen Importen anbieten zu können! Oder vor seiner Mutter, die alle Marktbulen nach dem billigsten Stück Fleisch für eine gewöhnliche Mahlzeit abzuschauen pflegte, um die Kosten der offiziellen Abfütterungen einigermaßen wieder auszugleichen. Aber er wickelt sich vornehm, es schlauer anzufangen als seine Alten und möglichst bald eine reiche Frau zu nehmen, mag sie Alt sein, wo sie will und sein, wie sie will, aussehen wie sie will! Dem Gelbe sieht es ja bekauntlich Keiner an, wie es verdient wurde, unangenehme Eigenschaften wird ihr der energische Gatte schon abgewöhnen und was den Höcker anbetrifft, mit dem das beneidenswerthe Wesen, dem er das Glück seiner Hand zugebracht hat, ausgestattet ist, so pflegt er eine Nebenart im Munde zu führen, die den Beifall aller seiner Gesinnungsgenossen findet: „Der Gelbbeutel zieht ihn wieder gerade!“

Denn weshalb soll er nicht dermaleinst leben, wie sein Herr Oberst, oder sein Präsident, oder sein Chef, bei dem er erst vor Kurzem das große Zauberfest mitmachte, jenes Zauberfest, bei dessen, in allen seinen Einzelheiten, geradezu verblüffendem Menü allein acht getrüffelste Buter übrig geblieben sein sollen und die Kattillonsträuße in einem silbernen Schlitten mit schneebestreuter Decke hereingefahren wurden und die kostbaren Orden im Bogen dieses entzückenden russischen Gespannes hingen!

Wie steht es aber mit den Töchtern der Familien, die zur Gesellschaft gehören und gehören wollen, um jeden Preis?

Selbstredend sind sie allesammt auf den Mann dressirt. Wenn sie außerdem noch irgend ein Examen bestanden, in irgend einer Kunst es über das gängige „für's Haus“ hinausgebracht haben, so soll ihnen dies doch nur einen Reiz mehr verleihen und die Eltern hegen die stille Hoffnung, daß ein Ausüben zum Broterwerb niemals von Nöthen sein wird!

Aber die reichen Männer sind leider viel dünner gesäet und schlechter aufgegangen, als die reichen Frauen. Und das Mädchen, das im tiefsten Grunde der Seele — es müßte denn aller weiblichen Instinkte verlustig gegangen sein! — eine Familie und ein eigenes Heim erlieht, greift am Ende auch zu, wenn es keine sogenannte „Partie“ ist, die sich ihr bietet.

Dann aber macht sich sofort die schlechte Schule ihres Elternhauses geltend. Schon die Aussteuer übersteigt die Verhältnisse! Aber wie kann man denn verlangen, daß sie gegen die eleganten und modernen Anschaffungen sämmtlicher Bräute in ihrer Bekanntheit zurückstehen soll?! Welche Kritik würde nach gerufen werden, wenn ihre Gemden weniger reich gefügt, ihre Servietten nicht vom feinsten Damast, ihre Paradehandtücher mit weniger aufdringlichen Monogramms versehen wäre.?

Vom Büchle Tisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt (Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Wenn sie ihr einfaches Service statt in ein geschmücktes Büffet in einen passenden Schrank stellen, die Fauteuils in ihrem Salon mit einem billigeren Stoff als mit Seidenplüsch beziehen lassen und die Plüth der Stores, der Decken, der Vorhänge, der „Kunstgegenstände“, die trotz ihrer erstaunlichen Billigkeit ganz nette Summen verschlingen, verzichten wollte? Und so fängt das Lied, das man im Elternhause nicht weiter konnte, im eigenen wieder von vorne an. Der Schein über Alles! Die junge Frau spart und darbt im Geheimen, sie sorgt und ängstigt sich, in schlechter Laune und verursacht sie bei Anderen, doch unentwegt bleiben ihre Augen auf den Beifall der Gesellschaft gerichtet. Man wird „mitgezählt“ und das genügt! Wenn sie ihre Kinder mangelhaft ernährt d. h. wenn sie ihnen giebt, was gerade da ist und nicht was ihnen beförmlich ist, so zieht sie die kleine Gesellschaft dafür auf's Reizendste an. Und wenn sie ihrem Mann meistens ein Mittagessen von übertriebener Einfachheit vorsetzt, so kann das Ehepaar dafür ab und zu, auf's Modernste gekleidet in der Theaterloge erscheinen und mit Freunden in einem feinen Lokal zu Abend essen. Daß sie dabei heimlich an einer Wunde dreht, die ihre geistigen, wie körperlichen Kräfte gleich verhängnisvoll in Anspruch nimmt, wen geht das etwas an und wer fragt danach?

Sie lebt und stirbt in der Ueberzeugung, daß sie eine vorzügliche Hausfrau, das Ideal einer Mutter ist und war. Und doch ist unter ihrer Oberleitung der Wohlstand der Familie nicht um einen Deut gestiegen, im Gegentheil, was vielleicht von Ererbtem oder zufällig erworbenem einmal da war, ist ausgegeben und verloren. ihre Sprößlinge aber nehmen wiederum in's eigene Leben mit, was Stilland in einer feiner unergleichlichen Noveletten das Traurigste nennt, was ein Elternhaus den Kindern mitgeben kann: „Armuth verbunden mit Präensionen.“

Blüthenlese aus den lustigen Blättern.

Renommisterei.

Lieutenant von Rodowig: Ah, Kamerad, hinken ja! Wohl Malheur gehabt?

Lieutenant von Strachowig: Allerdings — ah — Portemomnie auf den Fuß gefallen!

Das rechte Mittel.

Mutter (zu ihrem auf Ferienbesuch weilenden Sohn): Der Arzt hat Dir doch verboten, so starken Thee zu trinken.

Student: Aber Mamachen, ich verdünne ihn doch erst gehörig mit Cognac!

Gedächtnißschwäche.

„Was wollen Sie denn jetzt schon auf dem Bahnhof? Ihr Zug geht doch erst in zwei Stunden ab.“

„Ja, mir fällt immer erst auf dem Bahnhof ein, was ich alles vergessen habe, und da muß ich doch Zeit zum Zurückgehen haben.“

Kindermund.

Lehrer: Also Leute, welche schlechte Kleider und nichts zu essen haben, nennt man arm; wie heißen aber Leute, welche Schätze haben? Karlchen: Dienstmädchen.

Druckfehler.

Zur Mission unter den Kannibalen ist jetzt auch unser hochzuverehrender Bruder und Kollege H. N. abgereist.

Fernbild.

„Sage mal, weshalb hast Du Dir eigentlich eine so häßliche Frau genommen?“

„Ach werd's Dir sagen: Der Mensch verändert sich mit der Zeit und meine Aurora kann sich nur zu ihrem Vortheil verändern.“

Schrecklich.

Bachfisch: Der arme Schweizerkäse — so viele Augen zu haben und nichts von der Schweiz sehen zu können!

Immer derselbe.

Herr: War die See während Ihrer Dampferparthie ruhig oder erregt?

Lieutenant: Freudig erregt.

Entschuldigungszettel.

Ich bitte zu entschuldigen, daß die Anna die Weltgeschichte nicht machen konnte, aber sie hatte zu große Zahnschmerzen.

Der Sohn seines Vaters.

Oberlehrer (dozierend): Wie einfach und erhaben klingt die schöne und ausführliche Beschreibung, welche Plinius der Jüngere von seinem Vater gemacht hat!

Salomon II (leise zu seinem Nachbar): Wahrscheinlich hat er's verfaßt wollen!

— Das Problem der Frauenseele und der Stellung des Mannes zur Frau beherricht mehr und mehr die ganze moderne Literatur. In Rudolf Goltzs bei E. P. I. rson in Dresden erschienenem Roman „Der alte Adam und die neue Eva, ein Roman unserer Uebergangszeit“ geht der zweifellos dem weiblichen Geschlecht angehörende Verfasser an das Eheproblem und zwar in der Richtung auf die Herrschaft des Mannes in der Ehe heran, in einem geschickten Aufbau und mit tief sinnigen Grundgedanken. Aber das Werk überwindet nicht die Gefahr der Tendenzschriften, die willkürliche Einseitigkeit. Aus kleinlichen Familienverhältnissen geht die Heldin Käthe hervor. Sie wird Lehrerin der Kinder eines Wittwers, der sich ihr erst unerheblich nähert, dann aber ihr einen Heirathsantrag macht. Die Eltern drängen, sie liebt die ihr anvertrauten Kinder und hat auch selbst jenes echt weibliche instinctive Gefühl, das sie zu dem starken, selbstbewußten Manne hinzieht. In der Ehe zeigt sich dieser nun als ein gewaltthätig rechtshaberischer Tyrann, an dessen Seite der Frau das Leben zur Qual wird. Sie beschließt, das Haus zu verlassen, und sucht sich wieder Stellung als Lehrerin. Nun geräth sie in so heikle Lagen, leidet so unter böswilligen Auslegungen, daß sie, um nicht ganz auf eine schiefe Ebene zu gerathen, wieder unter das alte Joch zurücktritt. Die Dinge sind aber allzu abfichtlich zugespitzt. Der Umstand, daß Käthe schon im Elternhause häßliche Verhältnisse vorfindet, ist nicht typisch für die Lage junger Mädchen, sondern zufällig, wenn auch ein durchaus lebenswahrer Zufall. Daß sie den Mann heirathet, ist eine sittliche Verschuldung. Sie kennt ihn gut genug, aber mit Klugheitsrückfichten auf der einen, Sinnlichkeit auf der andern Seite tritt sie in diese Ehe. Damit verliert sie den Anspruch auf das ungetheilte Mitleid des Lesers. Der Gatte ist das Vorbild eines volleren Rechtshabers und Tyrannen und zugleich drehen sich doch auch wieder die Verhältnisse eigentlich nur um Meinungsverschiedenheiten, die nicht einmal in das Weizen der Ehe tief genug eindringen und bei denen Käthe auch durch Starrköpfigkeit und Empfindlichkeit sündigt, statt, zu lernen, wie man mit einem solchen Bösen umspringt. Man darf auch wohl grundsätzlich behaupten, daß es nicht der tyrannische Eigenwille der Männer ist, der bei der Beobachtung der Schattenseiten des Ehelebens im Vordergrund steht. Sehr fein empfunden ist aber die fernere Entwicklung, in der gezeigt wird, wie eine Frau, die das Ehejoch kühn abgeschüttelt hat, diese Kühnheit büßen muß, sodas sie sogar die unglückliche Ehe noch vorzieht. Trotz aller Ausstellungen, die sich eben daraus ergeben, daß das Buch eine gegebene These um jeden Preis beweisen will, steckt in ihm doch eine gute Dosis warmen Lebenshauchs, steht es wesentlich höher, als der landläufige Durchschnittsroman.

— Der Verfasser des Buches ist ein Mann, der sich in der Richtung auf die Herrschaft des Mannes in der Ehe heran, in einem geschickten Aufbau und mit tief sinnigen Grundgedanken. Aber das Werk überwindet nicht die Gefahr der Tendenzschriften, die willkürliche Einseitigkeit. Aus kleinlichen Familienverhältnissen geht die Heldin Käthe hervor. Sie wird Lehrerin der Kinder eines Wittwers, der sich ihr erst unerheblich nähert, dann aber ihr einen Heirathsantrag macht. Die Eltern drängen, sie liebt die ihr anvertrauten Kinder und hat auch selbst jenes echt weibliche instinctive Gefühl, das sie zu dem starken, selbstbewußten Manne hinzieht. In der Ehe zeigt sich dieser nun als ein gewaltthätig rechtshaberischer Tyrann, an dessen Seite der Frau das Leben zur Qual wird. Sie beschließt, das Haus zu verlassen, und sucht sich wieder Stellung als Lehrerin. Nun geräth sie in so heikle Lagen, leidet so unter böswilligen Auslegungen, daß sie, um nicht ganz auf eine schiefe Ebene zu gerathen, wieder unter das alte Joch zurücktritt. Die Dinge sind aber allzu abfichtlich zugespitzt. Der Umstand, daß Käthe schon im Elternhause häßliche Verhältnisse vorfindet, ist nicht typisch für die Lage junger Mädchen, sondern zufällig, wenn auch ein durchaus lebenswahrer Zufall. Daß sie den Mann heirathet, ist eine sittliche Verschuldung. Sie kennt ihn gut genug, aber mit Klugheitsrückfichten auf der einen, Sinnlichkeit auf der andern Seite tritt sie in diese Ehe. Damit verliert sie den Anspruch auf das ungetheilte Mitleid des Lesers. Der Gatte ist das Vorbild eines volleren Rechtshabers und Tyrannen und zugleich drehen sich doch auch wieder die Verhältnisse eigentlich nur um Meinungsverschiedenheiten, die nicht einmal in das Weizen der Ehe tief genug eindringen und bei denen Käthe auch durch Starrköpfigkeit und Empfindlichkeit sündigt, statt, zu lernen, wie man mit einem solchen Bösen umspringt. Man darf auch wohl grundsätzlich behaupten, daß es nicht der tyrannische Eigenwille der Männer ist, der bei der Beobachtung der Schattenseiten des Ehelebens im Vordergrund steht. Sehr fein empfunden ist aber die fernere Entwicklung, in der gezeigt wird, wie eine Frau, die das Ehejoch kühn abgeschüttelt hat, diese Kühnheit büßen muß, sodas sie sogar die unglückliche Ehe noch vorzieht. Trotz aller Ausstellungen, die sich eben daraus ergeben, daß das Buch eine gegebene These um jeden Preis beweisen will, steckt in ihm doch eine gute Dosis warmen Lebenshauchs, steht es wesentlich höher, als der landläufige Durchschnittsroman.

Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller und Universal-Haus-Sekretär für alle in den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, sowie im Geschäfts-, Gewerbs- und Privatleben vorkommenden Fälle. Unentbehrliches Handbuch für Wermann von Georg von Gaal. Zwölfte, gänzlich umgearbeitete und den Zeitverhältnissen vollkommen angepasste Auflage. In 13 Lieferungen zu 4 Bogen. Preis jeder Lieferung 40 Pf. Ausgabe in sechztägigen Wochenräumen. Auch komplet geh. 5 Mk. (H. Hartleben's Verlag, Wien.)

Auch auf diese neue, die zwölfte Auflage des Werkes wurde dieselbe Sorgfalt verwendet, welche der Bearbeitung seiner früheren Auflagen gewidmet wurde. Alle Theile in dem ganzen Buche sind mit steter Berücksichtigung der neuesten Zeitverhältnisse verändert und zum größten Theile umgearbeitet worden. Neben dem eigentlichen Briefsteller-Material, welches sich in einer alle Verhältnisse berührenden Fülle vorfindet, sind auch die verschiedensten sozialen und staatlichen Einrichtungen und Formen, natürlich nach dem neuesten Standpunkte der Gesetzgebung, in dieses Buch aufgenommen worden, und der Leser findet das Wichtigste aus dem Handels- und Gewerbegeetze, über die Konkursordnung, über das Wehr- und Landwehrgezet, über die konfessionellen Geetze und über die öffentlichen Behörden; kurz, das für den täglichen Gebrauch erforderliche Gesetzmateriale. Vom juristischen Standpunkte werden alle jene streitigen Rechtsgeäfte besonders hervorgehoben, welche ohne Hilfe eines Rechtsfreundes selbständig durchgeführt werden können. Die Verkehrswelt findet in diesem Buche alles, was über Staatschuld, Börse, Aktien-Unternehmungen, Lotterien, Münz-, Maß- und Gewichtswesen, das Girogeschäft, Interessen-, Gehalts- und Lohnberechnungs-Tabellen und dergl. zu wissen nöthig ist, sowie das Stempels-, Post-, Telephon- und Telegraphenwesen, zusammengeestellt nach den neuesten Vorschriften. Zur Ordnung im gewerblichen und geschäftlichen Haushalte auch die Führung von Büchern für alle Geschäftsvorkommnisse und ist den wichtigsten diesbezüglichen Bestimmungen ein eigenes Kapitel gewidmet. Endlich steht ein kleiner Hauspoet dem Haus- und Familienleben zu Gebote, wenn ein solcher bei den zahlreichen heiteren und ernstern Beziehungen des täglichen Lebens benötigt werden sollte.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87